

Heinz Holliger und die Fee

Schubert-Zyklus geht weiter

Von Simon Bordier

Basel. Naturhörner, mit Darmsaiten bespannte Geigen und andere historische Instrumente sind tendenziell leiser als ihre modernen Pendanten, aber nicht weniger wirkungsvoll. Ja, sie bieten unter Umständen einen entscheidenden Vorteil: Musiker brauchen sich dynamisch weniger zurückhalten, können frei phrasieren und deklamieren, ohne in Gefahr zu geraten, ihre Kollegen zu «erdücken». Gelebte Demokratie.

Offen, ja fast schon rücksichtslos direkt ging es am Montagabend in der Basler Martinskirche zu. Dort waren Heinz Holliger und das Kammerorchester Basel zu Gast, um ihren Schubert-Zyklus fortzusetzen. Holliger ist keiner, der auf der Bühne viel Zeit mit Verbeugungen verliert und herumfackelt. Mit einem hochdramatischen Tuttischlag liess der Dirigent Schuberts Sinfonie Nr. 4 in c-Moll beginnen, der in der Folge wie eine Gewitterwolke über dem Satz hing – und sich immer wieder heftig entlud.

Traumwandlerisch

Ein Höhepunkt war das Finale. Wie sich Momente tänzerischer Ausgelassenheit und Episoden höchster Vehemenz abwechselten, war faszinierend und zugleich bezeichnend für Holligers Schubert-Interpretation. Er zielt nicht auf eine lineare dramatische Entwicklung, sondern setzt auf die Kraft theatralischer Szenen und wechselt traumwandlerisch zwischen ihnen hin und her. Auf diese Weise geriet auch die Sinfonie Nr. 6 in C-Dur, ein zwischen militärischen Effekten à la Haydn, Beethoven-artigem Scherzo und Rossini-Klängen lavierendes Stück, zu einem vollen Erfolg. Geradezu feenhaft wirkten die harmonischen Wechsel im zweiten Satz, faszinierend-verstiegen die vielen Taktwechsel im Finale.

In diesem Kontext hatte es auch Platz für ein modernes Stück, Sofia Gubaidulina 2006 in Basel uraufgeführte «Leier des Orpheus» für Violine, Schlagzeug und Streichorchester. Wohnnte den Trommelwirbeln und Tremoli bei Schubert ein Moment des Unberechenbaren und Unergründlichen inne, so erst recht in diesem an Oberton-Effekten starken Werk. Patricia Kopatschinskaja, die weltweit bekannte moldawisch-schweizerische Geigerin, bewegte sich konzentriert in höchster Lage, so hell und fein, dass der Klang nahtlos in feine Trommelrhythmen übergang.

Zwischen den Bassklängen und der hohen Sphäre der Solisten war eine Weite, die mal von Triangelwirbeln, dann wieder von den taumelnd-hohen Linien des Cellisten Christoph Dangel ausgefüllt wurde. Bisweilen hörte man auch ein feines Säuseln und Pfeifen, das sich nicht näher identifizieren liess. Dass diese «Feinmusik» in der Martinskirche (sie war voll besetzt) besser zur Geltung kommt als im Musical-Theater, wo Holliger und das Kammerorchester letzte Saison spielten, versteht sich fast von selbst.

Nachrichten

Sonderausstellung im Museum.BL

Liestal. Eine Sonderausstellung im Museum.BL befasst sich mit der Kunst des Scherenschnitts: Über 60 Künstlerinnen und Künstler haben an einem Wettbewerb des Vereins Scherenschnitt Schweiz teilgenommen. Die öffentliche Vernissage findet am 2. November um 18 Uhr statt. Die Ausstellung dauert bis zum 17. Februar 2019. ash

Miró-Wandteppiche durch Hochwasser beschädigt

Venedig. Zwei Wandteppiche des Künstlers Joan Miró (1893–1983), die im Rahmen einer Schau in Venedig hätten ausgestellt werden sollen, sind nach Unwettern beschädigt worden. Die Verantwortlichen wendeten sich an eine Wandteppich-Manufaktur im piemontesischen Asti, die die vom Salzwasser durchdrungenen Wandteppiche trocknen und säubern soll. SDA

Kaiserlicher Humor

Kabarettisten und Schriftsteller bringen sich beim Basler Projekt «Haydn 2032» ein



Ein bisschen fantasieren. Franz Hohler präsentiert seine Haydn'sche Kurzgeschichte «Abschied» heute Abend in der Basler Martinskirche. Foto Patrick Hürlimann/Keystone

Von Simon Bordier

Joseph Haydn hatte im Vergleich zu Mozart ein sehr langes Leben, eine nervige Frau, nette Liebschaften sowie ein grosszügiges Anstellungsverhältnis am Hof Esterházy bei der reichsten Familie Ungarns. Was will man mehr? Und doch kannte auch der Komponist Momente tiefer Einsamkeit und Verzweiflung.

Denn was war Esterházy? Ein Rokokoschloss mit tollen Laborbedingungen, um mit musikalischen Formen zu spielen, andererseits aber ein Ort weit ab vom Schuss, ein goldener Käfig. Zudem dürfte Haydn das Schicksal manch anderer Künstler ereilt haben. Auf den Schaffensrausch folgen Momente der Leere. Ein Loch.

Esterházy'sche Einsamkeit

Heutige Schriftsteller scheinen keine Mühe zu haben, sich in die Lage des Komponisten zu versetzen. «Vielleicht eignet sich Haydn als Projektionsfläche gar besser als Mozart oder Beethoven? Wegen der Esterházy'schen Einsamkeit? Irgendwie gelingt der Zugang offenbar jedem mit Leichtigkeit», schreibt der Autor Alain Claude Sulzer auf Anfrage der *BaZ*. Er muss es wissen. Sulzer hat nicht nur einen Essay zu Haydn verfasst, sondern verantwortet auch die Literaturbeiträge von «Haydn 2032». Im Zentrum dieses von einer Basler Stiftung finanzierten Langzeitprojekts stehen die 107 Haydn-Sinfonien, die vom Kammerorchester Basel und dem Ensemble Il Giardino Armonico auf historischen Instrumenten aufgeführt und ein-

gespielt werden. Daneben werden Schriftsteller um Textbeiträge, Fotografen um Bilder und Musikwissenschaftler um kluge Worte gebeten, um das Phänomen Haydn von unterschiedlichen Seiten zu beleuchten.

Alain Claude Sulzer konnte bisher eine Reihe zum Teil sehr prominenter Autoren gewinnen: Daniel Kehlmann, Lily Brett oder jetzt, anlässlich der «Haydn-Nacht» von heute Abend, Franz Hohler. Es sei bemerkenswert einfach, Schriftsteller für Haydn zu interessieren, meint Sulzer. «Ob und wie sich die Autoren einarbeiten, weiss ich nicht.» Das Erstaunliche sei, dass es bislang keine thematischen Dopplungen gegeben habe.

Die Texte sind tatsächlich höchst unterschiedlich (siehe Auszüge unten), wobei man bisweilen versucht ist, von den Beiträgen auf den Musikgeschmack der Autoren zu schliessen. Was zum Beispiel hat es zu bedeuten, dass Daniel Kehlmann («Die Vermessung der Welt», «Tyll») ausgerechnet jenen Esterházy'schen Fürsten ins Zentrum seiner Geschichte stellt, der nichts mit Haydns Musik am Hut hatte? Die Schriftstellerin Lily Brett gesteht in ihrem Essay ganz freimütig, dass sie Klassik und überhaupt Musik nie besonders gereizt hat, obwohl sie einst für ein australisches Magazin Grössen wie Jimi Hendrix und Mick Jagger porträtierte.

Es gibt aber auch Schreiber wie Hohler, der zu Haydns «Abschiedssinfonie» eine Kurzgeschichte mit dem Titel «Abschied» verfasst hat und sich dabei nicht nur als Haydn-Kenner ent-

puppt – sondern den humorvollen Ton des Komponisten trifft.

«Gott erhalte Franz, den Kaiser»

In Hohlers ebenso einfühlsamem wie witzigem Text werden die letzten Lebensstunden des Komponisten erzählt, der an einem trüben Maitag im Jahr 1809 plötzlich beschliesst, «einen kleinen Ausflug» mit der Kutsche zu machen. Dem Kammerdiener Haydns, Johann Elssler, gefällt das gar nicht. «Erschrocken fragte Johann Elssler seinen Dienstherrn, was er denn vorhabe, denn dieser hatte in den letzten Wochen das Schlafzimmer seines Hauses nur noch für kurze Zeit verlassen, um sich an sein Klavier zu setzen und darauf ein bisschen zu fantasieren. Wenn er dann «Gott erhalte Franz, den Kaiser», spielte, wusste Elssler, dass er ihn wieder zu Bett bringen musste, denn zu mehr reichte die Kraft des alten Mannes nicht mehr.»

Auch Hohler fantasiert in seiner Geschichte ein bisschen, freilich ohne müde zu werden und ohne den Boden historischer Tatsachen völlig zu verlassen. Ja, Franz Hohler, Franz Joseph Haydn und «Gott erhalte Franz, den Kaiser» (geschrieben zu Ehren des österreichischen Kaisers) – das ergibt einen herrlichen Dreiklang. Das Lied Haydns war schon zu dessen Lebzeiten ein Hit und sollte später als Nationalhymne Deutschlands Karriere machen.

Hohler lässt es sich nicht nehmen, den Komponisten auf seinem «kleinen Ausflug» mit dieser Tatsache zu konfrontieren, und der Autor überrascht

auch sonst mit vielen Anspielungen – unter anderem mit einem Hinweis auf einen Flötisten, der schön, wenn auch «ein bisschen schnell» spiele. Wenn nicht alles täuscht, ist damit wohl der Flötist, Dirigent und Leiter des Haydn-Projekts, Giovanni Antonini, gemeint.

Hat Hohler einen besonderen Draht zu Haydn? «In meiner Jugend habe ich öfters als Cellist seine Streichquartette gespielt, womit ich kürzlich wieder angefangen habe, aber in seine Biografie musste ich mich schon eigens für diesen Auftrag einarbeiten», lässt er wissen. Das habe er aber gern gemacht, zumal er das Gefühl habe, dass Haydn oft etwas unterschätzt werde. «Seine Originalität, die er fernab von den Zentren in den Pampas von Esterházy entwickelte, ist grossartig.»

Wer sich die Texte Hohlers, Kehlmanns und anderer Autoren zu Gemüte führen möchte, muss eine «Haydn-Nacht» besuchen oder aber eine Aufnahme kaufen, von denen bisher sechs beim Label Alpha Classics erschienen sind. Leider sind die Texte nicht in den CD-Versionen enthalten, sondern nur in den luxuriösen Vinyl-Editionen. Man überlege sich, vielleicht zur Halbzeit des Projekts eine separate Publikation mit den bereits vorhandenen Texten zu machen, schreibt Sulzer dazu. Noch stehe aber nichts fest.

«Haydn-Nacht»: Heute unter dem Motto «L'Addio» in der Martinskirche Basel. Nach einer Lounge (18.30 Uhr) folgen eine Lesung mit Franz Hohler (19 Uhr) und das Konzert von Giovanni Antonini und Il Giardino Armonico (19.30 Uhr). www.haydn2032.com

Daniel Kehlmann



Der deutsch-österreichische Starautor Daniel Kehlmann beschreibt Haydn aus Sicht von Anton I., Fürst am Hof Esterházy, der von seinem Vater einen grossen Hofstaat – darunter

Haydns Hofkapelle – geerbt hat: «Und alle Musik fabriziert er [Joseph Haydn]. Wie kann ein Einzelner so viel Geklimper und Gesänge erfinden? Irgendetwas ist doch nicht richtig mit so jemandem! [...] Was die Musik sagen will, das weiss ich nicht. Papa, also seiner fürstlichen Durchlaucht meinem ehrwürdigen Vater, hätte ich das natürlich nicht verraten dürfen. Er hatte es sich eben einreden lassen von seinem Bruder, der ja einst den berühmten Musikmeister angestellt hatte, und von all den anderen. Mein lieber Papa. Er würde mir mehr fehlen, wenn ich ihn besser gekannt hätte. Er würde mir noch mehr fehlen, hätte sein Tod mich nicht derart reich gemacht.»

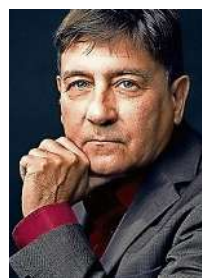
Lily Brett



Die australisch-amerikanische Schriftstellerin Lily Brett schreibt in ihrem persönlich gehaltenen Essay: «Nachdem ich Haydns Briefe an Marianne von Genszinger und Rebecca

Schröters Briefe an ihn gelesen habe, bin auch ich in ihn verliebt. Ich liebe ihn. Ich liebe die Unmittelbarkeit, die Redlichkeit, die Leidenschaftlichkeit und den Mut, mit denen er seine Gefühle ausdrückt. [...] Nachdem ich mich nun Haydn so verbunden fühle, weiss ich, dass es langsam an der Zeit wäre, ein wenig Musik von ihm zu hören. Den meisten Leuten, von Musikliebhabern ganz zu schweigen, fällt es ziemlich schwer, Verständnis für eine Abneigung oder ein Unvermögen gegenüber Musik aufzubringen. Ich beschliesse, mich zu zwingen, Haydn zu hören. Ich entscheide mich für «Die Schöpfung», aufgeführt vom Orchester des Bayerischen Rundfunks unter Leonard Bernstein.»

Alain Claude Sulzer



Der Basler Autor vergleicht die Vorlieben des Adels: «Anders als im Florenz des Renaissancefürsten Lorenzo de' Medici waren am Hof Nikolaus' des «Prachtliebenden» keine

bedeutenden Bildhauer und Maler am Werk. Seinen dauerhaften Ruhm festigten weder die musizierenden Spinnräder und anderen Automaten noch die vierhundert gleichzeitig tickenden Uhren, die über die hundertsiebenundzwanzig Zimmer des Schlosses verteilt waren, weder das teure Porzellan noch die modischen Chinoiserien und sonstigen Preziosen, die der Fürst allein deshalb sammelte, weil sie kostbar waren – seinen Ruhm festigte vielmehr das unbezahlbar Unverwechselbare, das sich täglich ereignete, das oft nur Flüchtige, welches von einem Mann namens Joseph Haydn auf Tausenden von Seiten Notenpapier festgehalten wurde [...].»

Bernhard Lassahn



Der deutsche Schriftsteller, Satiriker und Liedermacher Bernhard Lassahn reflektiert über Musik, Moden und Marotten zu Joseph Haydns Zeit: «Die Form verlangte nach Form-

vollendung, die Technikbegeisterung der Frühaufklärung hatte das Ideal der Perfektion in die Welt gebracht – allein: nobody is perfect. Ist dir die Anrede «mein liebes Kind Kind!» aufgefallen? Die barocke Mode hatte es gerne symmetrisch. Damals schrieb man tatsächlich einen hochgestellten Herrn mit «Herr, Herr!» an. Die Verdoppelung war nicht etwa Kindersprache, sondern Ehrbezeichnung. Die Umgangsformen waren kompliziert wie eine Fremdsprache, die man nie fehlerfrei lernen würde. Sie waren lebenswichtig. Die Menschen klammerten sich daran, als würden sie andernfalls ins Bodenlose stürzen.»